

(Nachdruck verboten.)

Der Schiffsjunge.

18) Eine Seegegeschichte von Peter Egge.
Einzig autorisirte Uebersetzung von E. Drausewetter.

Ein Theil der Segel wurde eine Weile, bevor die Einfahrt erreicht war, geborgen. Die Brise erhielt sich frisch. Ein Licht nach dem anderen leuchtete im Dunkel auf. Sie nahmen an Zahl zu und wuchsen an Stärke, je näher „Merry Schnor“ ihnen rückte. Das Land schloß sich hinter der Schute, umfaßte sie; und die Lichter wimmelten aus der Erde empor, und aus dem Wasser sowohl an Backbord als an Steuerbord, sowohl vorn als achterwärts. Kleine Dampfschiffe jagten dahin und zeichneten undeutlich ihre schwarzen Umrisse gegen das Land ab, so daß ihre hell leuchtenden Laternen von unsichtbarer Hand durch das Dunkel und über das Wasser hingetragen zu werden schienen.

Ein Licht stand höher als die andern und war auch größer und weißer. Es schien ein riesengroßer Stern zu sein.

„Da haben wir auch die Freiheitsgöttin“, rief einer aus der Schaar, der auf der Back der „Merry Schnor“ stand.

„Heut Abend leuchtet sie gut“, sagte Michel, mehr zu sich selbst, als zu den andern. —

Am Morgen darauf, den siebenten vor dem Weihnachtstage, kamen die Leute nicht vor acht Uhr hinauf. Sie waren nach einem Tag ohne Freiwacht spät in die Kojen gekommen.

Es war bereits hell. Das Land lag schneeelos ringsum, und die Felder und Bäume schienen in Kälte erstarrt. Long Island und der Hafen hallten von der Arbeitsgeschäftigkeit wider. Die Eisenbahnen läuteten dumpf und ununterbrochen, wie Kirchenglocken, um die Passanten zu warnen, wenn der Zug durch die Straßen brauste mit einem weißen Rauchstreifen hinter sich. Fabriken mit riesigen Schornsteinen ragten hie und da empor und stießen ein dumpfes Stöhnen und Hämmern aus, über die Stadt und das Wasser hin. Es mischte sich mit dem Rasseln der Fäden und einem Gewimmel kleiner Dampfschiffe, der Schleppdampfer im Hafen. Aber über all dem Lärm erkönte ein „schwaches“, fernes Brausen. Das war das arbeitende New-York, das weiter hinten in der Ducht lag.

Venn saß oben auf der Toppraab und löste das Segel von der Stenge. Einige Kameraden waren unten mit den Segeln beschäftigt, andere tafelten das Bugspriet ab. Alles mußte bis Nachmittag fertig sein, da die Schute dann nach Brooklyn hinausbugsiert werden sollte.

Ein kleines Dampfschiff legte neben ihr an. Gleich darauf kam der Kapitän und seine Frau aus der Kajüte und gingen an Bord desselben. Alle Arbeit auf Deck wie oben im Takelwerk wurde unwillkürlich unterbrochen. Die Stimmung war eine fast feierliche; denn alle dachten daran, daß nun der Kapitän ans Land ging nach den Briefen.

Venn startete auf die Frau herab. Ihre hellgelben Handschuhe strachen so hübsch gegen das weiche, solide Pelzwerk ab. Leicht und sicher stieg sie die Strickleiter hinab, ohne sich umzusehen, ohne auf jemand zu achten; und in Venn stieg ein bitteres Gefühl empor. Er war eifersüchtig auf ihre Schönheit und ihre schönen Kleider, die ihm seinen Arbeitsanzug noch geringer erscheinen ließen als sonst. Er war eifersüchtig auf ihr sicheres imponirendes Auftreten, das ihm seine Stellung mit bitterer Demüthigung bewußt machte, und auf die Freiheit und Freude, zu der sie ging, ohne daß er — der Schiffsjunge — ihr auch nur in den Sinn kam.

Er startete noch immer auf sie herab, als das Dampfschiff schon lange von Bord abgelegt und sich in Bewegung gesetzt hatte. Den Kapitän sah er im Gespräch mit einem Manne stehen.

Da war es dem Jungen, als blicke die Frau nach der Takelung von „Merry Schnor“ hinauf. Ohne recht zu wissen, was er that, schwang er einige Male seine Mütze. Vielleicht gab ihm das sichere Gefühl, daß die Kameraden ihn dort oben nicht bemerken würden, den Muth dazu.

Als er aber die Frau ihren Ruff zum Gegengruß schwingen sah, schwoh ein bitter-süßes Gefühl in ihm empor. Seine Augen füllten sich mit Thränen, und seine Hände

tafelten unsicher nach der Stenge. Für ihn bedeuteten ihr Gruß, der ihm dort vom Dampfschiff zugesandt wurde, viele verständnißvolle Worte.

„Ich sehe Dich, lieber Freund. Ich weiß, Du liebst mich, und bist nicht glücklich! Dennoch kann ich nicht mehr für Dich thun, als das, was ich versprochen habe, und Du weißt, warum ich es nicht kann.“ —

Um sechs Uhr war die Schute an der Schiffsbrücke draußen vor der Thirtysive-Street angefeilt. Die Lampe in der Koof war angezündet, und die Leute gingen voll Spannung umher. Feder, Tinte und Papier waren hervorgesucht. Die Jungen wollten schreiben, sobald die Briefe gelesen waren, wenigstens an die Mädchen.

Mehrmals wurde Venn ausgesandt, um über die Keeling nach dem Kapitän auszugucken. Er ging mehr als gern, und blieb jedes Mal lange draußen stehen.

Als er meldete, daß der Kapitän das Fallreep überschritt, stellten sich die Leute in der Thüre auf. Ein Weilschen später kam der zweite Steuermann mit dem Pack Briefe, und alle eilten ihm voran ins Koof. Begierige Hände griffen nach den Briefen. Einige Jungen bekamen zwei, andere drei. Venn bekam sechs. Tom keinen. Er hatte kein Heim, keine Verwandten und Freunde.

Der zweite Steuermann lief achterwärts zu seinen eigenen Briefen. Und nun herrschte in der Koof einige Augenblicke ein Durcheinander von Reden, Rufen und Lachen.

Blötzlich schlug Anton auf den Tisch, und alle sahen erstaunt zu ihm auf und schwiegen.

„Da soll doch der Teufel dreinschlagen!“

„Bekamst Du keinen Brief von ihr, Anton?“ rief Jokum.

„Ich bleib' keinen Tag länger an Bord.“ Er war ganz bleich und startete wild vor sich hin.

„Ja, ich sag' es Dir ja! Kümmere Dich nicht um sie, sag' ich. Sie ist nur 'ne Schusterbraut, sag' ich.“

„Ich brenn' heut' noch durch, daß Ihr es wißt.“

Dann setzte er sich schwer auf seine Schiffskiste, ohne den einen Brief zu öffnen, den er bekam.

Es wurde still drinnen. Alle lasen. Keiner hatte Zeit, sich mit seinem unglücklichen Kameraden abzugeben.

Venn hatte sogleich den Brief der Mutter an der Handschrift erkannt. Er steckte die andern in die Kojen und wollte hinaus auf Deck, um in Ruhe lesen zu können, besann sich aber schnell, daß es draußen dunkel war. So setzte er sich auf seinen Koffer, neigte sich tief vor, damit das Licht auf den Brief fallen konnte und las:

„Mein inniggeliebter Sohn Venn!“

Du bist jetzt wohl sehr müde und traurig! Ich habe, seit Du fortreifest, mit mehreren Seelenten gesprochen, um einen Begriff zu bekommen, wie es Dir geht, und ich begreife sehr wohl, daß Du Dich als Schiffsjunge nicht glücklich fühlen kannst, selbst wenn Du es verhältnißmäßig gut hast. Du hast ständig in einem Familienheim gelebt, bei einer Mutter, der Du das Liebste warst, und nun kommst Du an Bord eines Schiffes, wo Du der Geringsste von allen bist, wo Du eine Arbeit versehen mußt, die Dich ängstigen muß und die allzu schwer für Dich ist, der nicht an solche Plackerei gewöhnt ist.

Dein Feuerkontrakt gilt für zwei Jahre, schriebst Du von Arendal. Herr Gott, was für eine lange Zeit! Ich fürchte, Du wirst inzwischen alles vergessen, was Du gelernt hast, und auch Dein Vaterhaus. Lieber Venn, mein Junge, Du mußt daran denken, daß, wo Du auch umherirrst, sei es auf dem Meere oder in einem fernem Erdtheil, immer mußt Du daran denken, daß Du eine Mutter hast, bei der Du stets willkommen bist. Wie Du auch kommst, bist Du gleich willkommen. Du wirst sehen, daß meine Liebesungen noch dieselbe Wärme haben, wie jene, die Du als kleiner Junge bekamst.“

Venn konnte nicht weiter lesen. Von dem Augenblicke an, da er den Brief zu lesen begann, hatte er die Thränen zurückdrängen müssen; aber es wurde immer schwieriger, je weiter er las. Er hatte ein Gefühl, als sollte seine Brust zerpringen. Er beugte sich tiefer über den Brief, damit die Kameraden seine Nührung nicht sehen sollten. Aber tropf, tropf, tropf fielen die Thränen auf das Papier, und man hörte es ganz laut drinnen in der Stille. Mehrere sahen bereits von den Briefen

auf. Er fühlte es. Mit raschem Entschluß erhob er sich und ging gefenkt Hauptes hinaus.

Der Vollmond stand groß und rund oben an dem tiefblauen Himmel, er malte einen breiten, zitternden Streifen auf das dunkle Wasser und verschleierte die Lichter der tausende von Häusern ringsum im Hafen. Die kalte Luft kühlte seine Stirn und beruhigte sein Gemüth.

Er stand an der Reeling mit dem Taschentuch vor dem Munde und weinte sich aus. Das erleichterte. Ein Gefühl der Ruhe und Klarheit überkam ihn, und es schien ihm schließlich, als wäre er beinahe glücklich.

Er starrte dem Monde ins Antlitz, und dieser strahlte die Schönheit des Trostes in seine Seele hinab und erfüllte sie mit glücklichen Zukunftsbildern.

Einst! . . . Einst!

Da hörte er die Noothüre gehen. Dibind's Schritte erklangen laut in der Stille auf Deck. Sie kamen auf ihn zu.

„Wenn, warum weinst Du?“

„Ach, nichts!“

„Sie baten mich, hinauszugehen und nach Dir zu sehen, die anderen. Sie fürchten, Du könntest über Bord springen.“

„Ich?“ sagte er bestürzt.

„Ja, Jens Christian meinte, man könnte nicht gut wissen, warum Du zur See gegangen wärest.“

„Es gehen ja so viele zur See.“

„Aber das ist etwas Anderes mit Dir, siehst Du, — Du, ein Pfarrerssohn, der studirt hat und achtzehn Jahre alt ist. Du begreift wohl, daß das denen sonderbar vorkommt, die nicht Bescheid wissen, — wie ich.“

Wenn schweig.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stauung des Nils.*

Der langertwogene Plan einer Nilstauung soll endlich zur Ausführung kommen. Drei Millionen Kasser Zement sind in Europa bestellt worden, so daß die Inangriffnahme des Riesentwerkes vor der Thür steht.

Von den 935 300 Quadratkilometern Flächeninhalt des politischen Egypten sind nur annähernd 29 118 Quadratkilometer für Bodenkultur geeignet und von diesen fallen 27 688 Quadratkilometer auf das eigentliche Nilthal — die grüne Oase, welche sich zwischen letzten Wüsten von den Grenzen des Mahdi-Reiches bis zum mittelländischen Meere erstreckt. Diesem althehrwürdigen Thale, der Heimath des ältesten Kulturvolkes, schwemmt der Nil alljährlich allen Regen, alle Fruchtbarkeit zu in Gestalt seiner labenden Welle und seines fruchtbaren Schlammes. Im Monat Juni beginnt der Nil zu steigen und erreicht im Monat Oktober seine höchste Höhe. Dann fällt er langsam wieder, so daß der niedrigste Wasserstand nur während ein paar Wochen im Mai eintritt. Mitte August ist in Kairo ein wahres Jubelfest, wenn der Strom so hoch gestiegen ist, daß die Schleuse des großen Kanals geöffnet werden kann. Das Wasser verbreitet sich durch das Kanalnetz und überschwemmt bald alle Felder. Ende September bietet das Nilthal alsdann einen überraschenden Anblick dar. Kein Fluß, kein See, sondern ein Meer entfaltet sich vor den Blicken des Beschauers. Aus den Fluthen blicken hundert kleine Inselchen auf und gehören mit ihren mit Palmen und Minarets geschmückten Städten und Dörfern ein großartiges Bild.

Die Oasen der den Nil begleitenden Wüsten nehmen ebenfalls Antheil an der Nilchwelle, da ihre Brunnen mit dem Nil in unterirdischer Verbindung stehen. So bald der Nil steigt, treibt auch dort das Wasser mit Gewalt empor, so daß es zwischen hohen Dämmen gestaut und auf die benachbarten Felder geleitet werden kann. Pflanzt das Nilwasser sich zurück, so wird dem abgelagerten Schlamm das Samentorn anvertraut, und über Nacht sproßt eine süßige Vegetation empor. So sagt schon Amru, der arabische Eroberer: „Ersi Staubgefild, dann sühes Leben, dann Blumenbeet.“ Die Hauptprodukte des ägyptischen Ackerbaues sind: Zuderrohr, Baumwolle, Mais, Reis, Weizen, Bohnen, Klee. Das Klima ist auch dem Weinstock sehr günstig. Seit aber die Mohamedaner, denen jedes geistige Getränk unteragt ist, in Egypten eingezogen sind, und die südeuropäischen Länder ihre Weine zu billigen Preisen einführen, hat der, im Alterthum im großen Umfange betriebene Weinbau erheblich nachgelassen.

Da nun das Gedeihen dieser sämmtlichen Pflanzen in allererster Linie von der Nilchwelle abhängt, und die Thätigkeit des Vaters Nil als Segenspende für alle seine Anwohner fortwährend mehr in Frage gezogen wird, so sind Wohlstand und Blühen des Landes einer künstlichen Bewässerung angeimgestellt, und der vorliegende Plan der Nilstauung ist im Grunde nur eine durchgreifende Lösung der Existenzfrage des fruchtbaren Nilthales und seiner Bewohner. Geologische Spuren im Nilthale weisen darauf hin, daß der Fluß sich seit etwa

4000 Jahren um acht Meter tiefer in die Erdrinde eingesägt hat. Durch die Schlammablagerungen sind andererseits die Felder wieder erhöht worden, so daß die Aussichten für eine genügende Bewässerung von Jahr zu Jahr vermindert werden. Dazu erfordert heute die ägyptische Bodentultur eine möglichst regulirbare Bewässerung, da besonders die Baumwollensaunden gegen Ueberschwemmungen zur Unzeit sehr empfindlich sind. Die günstige Höhe der Nilchwelle ist für die Landwirtschaft etwa 12 Meter. Bleibt sie unter zehn Meter zurück, so herrscht in Ober-Egypten Dürre und als Folge Hungersnoth. Uebersteigt sie zwölf Meter, so werden im Delta die Felder verwüthet. In den Jahren 1877 bis 1890 war die Fluth fünfmal ungenügend, viermal gerade ausreichend und nur fünfmal wirklich gut. In solchen mittleren Jahren, wie überhaupt für viel Ackerland, das für die regelmäßige Ueberschwemmung zu hoch liegt, muß von der Ausfaat bis zur Ernte die künstliche Bewässerung Ersatz schaffen.

Einstweilen wird dieselbe im Nilthal auf vierfache Art betrieben. Ihre einfachste Gestalt sind die schon im grauen Alterthum bekannten Körbe aus Dattelblättern. Weniger mühselig arbeiten schon die pharaonischen Ziehbrunnen, welche mittels gesochener Eimer das Wasser einer Rinne übergeben, die es auf den Acker leitet. Als drittes System finden wir das Schöpfrad in seinen verschiedenen Formen. Große hölzerne Räder bis zu neun Meter Durchmesser befördern das Wasser in Eimern auf die dürrer Felder. 35 000 solcher Räder sind jetzt noch im Gebrauch. Da Egypten auch seine „oberen Zehntausend“ hat, so ist in den Feldern der Großgrundbesitzer die Dampfkraft an die Stelle der mühevollen, unzureichenden Fellsch-Arbeit getreten. 3600 Schöpfwerke, meistens Zentrifugalpumpen, sind dort im Betrieb.

Von Alters her war es nun das Bestreben der ägyptischen Regierung, die Nilfluthen möglichst zurückzuhalten und zu reguliren. Besonders in Unter-Egypten finden sich Spuren von Sammelbeden und Kanalbauten, welche aus der frühesten Kultur-Epoche des ägyptischen Volkes stammen dürften. Später versetzten diese Anlagen durch Mißwirtschaft und Kriege. Erst unter der Regierung Mehemed Ali's (1811—1848) wurde wieder mit Energie an denselben gearbeitet. Mit ungeheurem Aufwand von Arbeit und Kosten wurden die alten Wassertrahen wieder hergestellt und neue bedeutende angelegt. Aber auch diese Anlagen konnten ihren Zweck nur dann erfüllen, wenn der Wasserspiegel des Nil die erforderliche Höhe erreichte, und um dieses zu bewerkstelligen, wurde ein Unternehmen durchgeführt, welches bis jetzt einzig auf der Welt dasteht. 22 Kilometer nördlich von Kairo wurde nämlich das große Stau- und Schleusen-Werk des Nils angelegt, zu welchem bereits Mehemed Ali den Plan entworfen hatte, das aber erst 1890 dem Betrieb übergeben werden konnte. Die beiden Brüden über den Rosette- und den Damiette-Nil sind 440 und 500 Meter lang, mit 58 bezw. 68 eisernen Fallthür-Schleusen. Oberhalb des Schleusenwerkes ist ein Kanal angelegt worden, der den Wasserstand der beiden Nilarme ausgleicht. Trotz der großen Kosten und Anstrengungen haben aber die Leistungen dieser Anlage die Erwartungen enttäuscht. Der Nilstrom sollte auf vier Meter Höhe gestaut werden können, darf aber jetzt nicht höher wie ein Meter gebracht werden, da wegen des unsicheren Untergrundes das Bauwerk einen größeren Druck nicht aushalten würde.

Um nun den Zweck dieses Stauwerkes doch zu erreichen und dem immer dringender werdenden Bedürfniß nach einer ausreichenden Bewässerungsanlage abzuhelfen, hat die ägyptische Regierung beschlossen, oberhalb des ersten Kataraktes ein großartiges Sammelbeden anzulegen. Von den englischen Ingenieuren wurden dazu vier Pläne entworfen und schließlich einigte man sich zur Ausführung des sogenannten Philae-Planes. Die Insel Philae liegt südlich von Assuan mitten im ersten Nil-Katarakt. Der Nil ist dort nur 1 Kilometer breit und in seinem Bett liegt felsiger Boden (Sandstein) zu tage, so daß die Fundamente des Dammes von selbst gegeben sind. Da der Nil nur ein geringes Gefälle hat, wird er durch einen solchen mächtigen Damm weit nach Ober-Egypten hinauf in die Höhe gestaut werden können und auch unterhalb Assuan wird die Bewässerung erheblich leichter sein. (Man spricht auch schon von einem zweiten Damm weiter nördlich bei Assiut, der den Nil im Sommer stauen soll, um die Kanäle in Mittel-Egypten zu füllen.)

Zunächst rief dieser Plan bei seiner Veröffentlichung eine Meinungsverschiedenheit zwischen Franzosen und Engländern hervor. Die französischen Ingenieure hatten ihren eigenen Plan entworfen: ein offener Damm aus einzelnen schmalen Weisern von 80 Fuß Höhe mit Schleusen von 16 Fuß Weite. Die Engländer machten ihnen Vorstellungen wegen der Ansicht der Bevölkerung, die sich im Interesse ihrer Sicherheit dafür bedanken würde, eine Wassermasse von drei Millionen Tomen hoch über ihren Häuptern gestaut zu sehen. „Nichts ist unmöglich!“ sagten die Franzosen. „Panama!“ entgegneten die Engländer.

Eine zweite Schwierigkeit, an welcher lange Zeit das Projekt zu scheitern drohte, lag in der Gefährdung der Insel Philae. Die Flußbank des ersten Kataraktes, auf welcher der Damm aufgebaut werden soll, liegt nämlich unterhalb der Insel. Durch die geplante Stauung würde dieselbe nun aber während zwei Monaten im Jahre fast ganz unter Wasser gesetzt werden.

Als der Entwurf bekannt wurde, erhoben sich die Alterthumsforscher aller Länder, um diesen „Vandalismus“ zu steuern. Philae

*) Aus der „Österreichischen Volkszeitung“.

besitzt eine Menge werthvoller alter Bauten, darunter die vor Jahrtausenden errichtete Tempel von Isis, Horus und Osiris. Gleicht die Insel auch heute nur mehr einem Trümmerfeld, so gibt sie doch als ein Kleinod der Urgeschichte und dies nicht zum wenigsten wegen der zahlreichen Inschriften, die sich an manchen Gemäuern vorfinden. „Very well“, sagten die Söhne Albions, wir heben die Gebäude für die wißbegierige Welt um 80 Fuß, so daß sie jederzeit dem Einfluß des Wassers entzogen bleiben — ein Vorschlag, gegen den der Dammbau als Kinderpiel erscheint!

Nun haben sich aber endlich beide, Alterthumstundige und Engländer, zu einem vernünftigeren Plan geeinigt. Zunächst soll das Sammelbecken bedeutend umfangreicher angelegt werden, so daß die Ruinen während der Stauung sämmtlich über dem Wasserspiegel liegen, und ferner soll Philae durch eine Mauer noch besonders gegen invorhergesehenen höheren Wasserstand geschützt werden.

So wird denn nun ein Unternehmen begonnen werden, das für Egypten von unabsehbarem Nutzen sein wird. Die Kultur und der Wohlstand des Landes haben seit den ältesten Zeiten auf dem Ackerbau beruht. Wir sehen im Alterthum, der höchsten Kulturperiode des Landes, auch den Ackerbau in höchster Blüthe; in späteren Jahren hält die Verwüstung der Felder und Bewässerungsanlagen mit dem Kulturverfall gleichen Schritt. Nachdem Inner-Afrika erschlossen war, bahnte sich allerdings dorthin ein reger Handel an, der aber nun ebenfalls gänzlich stoch, seitdem das Mahdi-Reich als undurchdringliches Bollwerk den Sudan absperrt. Ebenso geht seit Eröffnung des Suez-Kanals der südasiatische Handel nicht mehr von Alexandrien über Kairo ans Rothe Meer und von dort zurück, sondern an Egypten vorbei durch den Kanal. So ist denn der Wohlstand dieses einst so blühenden Landes ernstlich gefährdet, wenn der Vater Nil nicht gezwungen wird, wie in Urzeiten seine segenspendende Welle über die Felder zu senden. —

Kleines Feuilleton.

— **Karstlandschaft.** Unter dem Namen Karst stellt man sich gewöhnlich eine vegetationslose Steinwüste vor. Dieser Typus trifft jedoch nicht auf das ganze Gebiet des Karstes zu, wie in dem Vortrage des Herrn Emmer in der letzten Sitzung der Alpenvereins-Sektion München nachgewiesen wurde, in dem der Vortragende seine Tour auf den Krainer Schneeberg von St. Peter aus schilderte. Die Fahrt geht durch hochstämmigen Wald bis zu dem vier Stunden von Gafensbrunn entfernten Forsthaus Maschm. Dieses Waldgebiet umfaßt 15 Quadratkilometer und gehört dem Fürsten Schönburg. Von hier aus steigt man wieder durch Urwald, aus Eichen und Buchen bestehend, zwei Stunden aufwärts, bis man die zuletzt mit Laßchen bedeckte, dann baumlose höchste Kuppe (1796 Meter) erreicht. Die Aussicht ist weitumfassend, denn in einem Umkreise von 100 Kilometer erhebt sich kein höherer Berg und der Blick dringt bis zu den Hochgipfeln der Dolomiten, den Schneegipfeln der Jüdischen Alpen und nach Südosten zu den in Blau verdämmern den Bergen Bosniens u. s. w. Auch der Niederblick in das Waldgebirge und auf das Karstplateau ist sehr schön. Darüber hinaus aber dehnt sich in unabsehbare Ferne das weite Meer. Der Redner schilderte dann seine Wanderung zur Fimmaner Straße und auf den Monte Maggiore, der gleichfalls sehr aussehreich ist. Wohl ist der Unterschied gegenüber der Alpenlandschaft groß, aber der Farbenzauber der südlichen Landschaft und der Blick auf das Meer entschädigt hierfür in volstem Maße. Der Vortragende gab dann noch interessante Aufschlüsse über die geologischen, meteorologischen u. s. w. Verhältnisse dieses Theiles des Karst. Charakteristisch ist die große Wasserarmuth, hier rauscht kein Bach, keine Quelle; nur sumpfige Tümpel giebt es hier; der außerordentlich durchlässige Boden besteht aus Kalk, der sehr zerklüftet ist und stellenweise in Steinvänden aufsteigt. Dennoch ist der Karst das Gebiet der höchsten Niederschläge; es fallen ganz bedeutende Regenmengen infolge von Gewittern und im Herbst; die schönste Jahreszeit ist der Frühling. Charakteristisch für den Karst ist die Vora. Dieser außerordentlich heftige und gefährliche Wind entsteht dadurch, daß die von Tiefenbenen kommenden Winde an dem Bergwall anstauen, bis sie über ihn abfließen und nun mit fürchterlichem Gewalt in gewissen Thalschnecken abzurzen. Die Vora ist ein Fallwind wie der Föhn, aber nicht heiß wie dieser. Auch sie bildet die als Föhnmauer bekannte Wollenbank, und deren Erscheinung zeigt die rasch nahende Vora an. Die Flora des Karst ist eine Fundgrube für den Botaniker, auch die Fauna ist hochinteressant; hier haust noch der Bär (der zu Jagdzwecken geschützt wird), Luchs, Wildkatze und Wolf.

Literarisches.

1. Richard Klosterhäler: „Der Krüppel und andere Novellen“. Wien 1898. Erste Wiener Volksbuchhandlung. — Die drei Novellen, die in diesem Buche vorliegen, führen uns in die traurigen Verhältnisse des Arbeiterlebens, wo durch eingetretenen Betriebsunfall die theilweise oder gänzliche Invalidität durch das Unfallversicherungs-Gesetz anerkannt werden mußte. Mit gewandter Feder versteht es der Verfasser, die ganze Tragik aufzudecken, welche durch die Unvollkommenheiten des Gesetzes gegenüber der betroffenen Person entstehen muß. Leider sind die Motive nicht recht glücklich gewählt; es giebt gerade auf diesem Gebiete Fälle, denen man nur allzu oft im Leben begegnet, die zu einer poetischen Behandlung besser geeignet gewesen

wären. In der dritten Novelle schließlich, „Der Lumpendoktor“, wirkt die übermäßig lang ausgehende Stelle von der philosophischen Betrachtung über den freien Willen etwas langweilig. Im übrigen ist die Darstellung flott und unterhaltend. —

Theater.

Das Schauspielhaus kam uns noch vor dem Schluß der Saison mit einem großen dramatischen Gedicht „Mohammed“ von Otto v. d. Pfordten. Das heißt „groß“ ist das Gedicht nur dem Umfang nach. Herr v. d. Pfordten hat sich schon einmal an eine weltgeschichtliche Persönlichkeit gehalten, den ersten Napoleon in dem Preußenstück 1812.

Hier ging es eher mit dem geschichtlichen Anekdotenstil. Napoleon in seinem Niedergang wird der „nationalpreussischen Bewegung“ gegenübergestellt, und der theatralische Effekt stellt sich leicht ein. Mohammed aber, der Stifter einer Religion, der Prophet, das ist ein ungleich verwickelteres und tieferes Problem. Wie fanatischer Wahrheitseifer zu verzweifeln beginnt; wie der verzweifelte Eiferer, nur um aufrecht zu bleiben, sich selbst suggerirt, daß die himmlischen Stimmen zu ihm gesprochen haben; wie der Mann, der sich gleichsam selbst hypnotisirt hat, nun plötzlich hypnotisirende Gewalt über die Massen erhält; wie Wahrheit und Trug seltam durcheinander verwoben werden: das alles läßt sich mit großer Poesie erfüllen. Ohne Zweifel. Aber Otto von der Pfordten ist der Poet nicht und sein Gedicht ist von trodener Abfichtlichkeit erfüllt; sein Wollen hat sich nicht in künstlerisches Leben verwandelt. So sehr drängt sich die trodene Abfichtlichkeit in den fünf Geschichtsbildern vor, daß zum Schluß des vierten Bildes die Stimmung im Publikum bedenklich heiter wurde. Mohammed ist mit seinen Beduinen als Sieger in Mekka eingezogen; er will den Sieg besfestigen und theils aus kluger Politik, theils aus wirklicher Verliebtheit begehrt er die schöne Ajscha, die Tochter des Scheichs vom mächtigen Stamm Korejsch zur Frau. Ajscha aber will von dem gereiften Mann nichts wissen; ihr Herz hängt an Mohammeds jugendlichem Freund Ali und da „arbeitet“ Mohammed wie ein moderner Hypnotiseur etwa arbeiten würde. Er versetzt Ajscha in „magischen“ Schlaf und befehlt ihr, nach dem Erwachen ihn als Propheten zu begrüßen und liebend zu umfassen. Ajscha ist ein treffliches Medium, und das Kunststückchen des Hypnotiseurs gelingt vor Ajscha's Vater und der wundergläubigen Menge.

Das ist denn doch zu kleinlich vernünftelnd, und so läßt sich poetisch der Zauber nicht erklären, der von einer mächtigen agitatorischen Persönlichkeit ausging.

Recht schaffens qualte sich Herr Molenaar mit diesem Propheten; aber die drohnende Stimme drang nicht zum Gemüth; die Erschütterung blieb aus. Nicht gerade originell, aber hübsch gezeichnet ist die Gestalt eines witzigen, aber feilen Dichters. Sie wurde von Herrn Peine mit einem gewissen Spitzbubenhumor gegeben. — ff.

—r. Im Zentral-Theater sind die Hamburger von einer Gesellschaft abgelöst worden, die in steirischer Mundart ein Stück „Karl Morres“ „s Kullerl“ spielt. Eine Erörterung über den Werth dieses Bühnenwertes erübrigt sich wohl. Itala-Ensemble nennt sich die im Zentral-Theater auftretende Gesellschaft. Es ist zu unterscheiden zwischen den eigentlichen Mitgliedern und denen, die bloß als Gäste mitwirken. Die wirklichen Mitglieder sprechen den steirischen Dialekt meist naturgetreu und verleiten so die Damen im Parkett zu unwilligen Bemerkungen über die Unverständlichkeit der Handlung. Ihre Rollen spielen sie schlecht und recht, ohne daß sich irgend einer besonders hervorthäte. Der übliche starkköpfige Grobbaue paßt genau in das Schema, das auch anderswo für diese Rollengattung vorgezeichnet ist, und der Naturbursch läßt gleichfalls nicht von der Gewohnheit, seine Rolle ein wenig ins Klowhafte zu verzerrern.

Etwas mehr Beachtung darf wohl der eine der beiden Gäste beanspruchen, welcher das Ensemble beiseiden die Hauptrollen überlassen hatte. Der bayerische Hofschauspieler Hans Reuert spielte das Kullerl. Sein Kullerl ist gebudter als die Figur, die Schweighofer in seinen letzten Jahren gern darstellte. Herr Reuert bringt das Gefühl der Hilflosigkeit und Abhängigkeit in dem alten Einlieger scharf zum Ausdruck; minder glückt ihm die Schelmerci, die dem verstorbenen Wiener Künstler so vielen Beifall eintrug. Frau La Wirth, welche ebenfalls in das Ensemble hincingerathen war, schien indisponirt zu sein. Sie gab die franke Gabi übermatt und that den Belkinern den Gefallen, ein ihnen verständliches Hochdeutsch zu sprechen. —

Kulturhistorisches.

— Im späten Mittelalter und am Beginn der Neuzeit wurde in Deutschland sehr viel gebabelt. Späterhin kam eine Zeit, wo man sich trotz ähneren Prunkes sehr wenig um Körperreinlichkeit kümmerte. Das beweisen die Waschküpfeln aus dem 17. und 18. Jahrhundert, die kaum größer als ein Suppenteller sind. Herzog Johann Friedrich von Württemberg hat Aufzeichnungen hinterlassen, in die er alle merkwürdigen Ereignisse eintrug. Mitten unter Staatsjachen steht die Bemerkung: „Hab mir heut den Kopf waschen lassen, hat mir recht wohl gethan.“

Gesundheitspflege.

ie. Ein Augenichung für Radfahrer und andere Personen, die den Wind und dem Staub besonders ausgesetzt sind.

wurde von Dr. Mirowski in einer Mittheilung an die Französische Hygienische Gesellschaft beschrieben. Derselbe besteht aus einer dünnen Schale aus Horn oder einem anderen durchsichtigen Stoffe. Auf der Vorderseite sind Oeffnungen vorhanden, in die einfache Gläser oder Brillengläser mit der für die Person passenden Vergrößerung eingefügt werden. Der äußere Rand der Hornschale kann leicht so geschnitten werden, daß er überall auf den Gesichtstheilen in der Umgebung des Auges haftet, mit Ausnahme der Schlafengegend, wo in der Hornschale eine Grube bleibt. Diese ist nötig, um den Zutritt frischer Luft zu der zwischen Auge und Glas gebildeten Kammer zu gestatten und zu verhindern, daß das Glas durch Verdunstung von innen her beschlägt. Es ist anzunehmen, daß für größere Touren dieser Augenschutz von großer Annehmlichkeit und bedeutendem Nutzen sein und sich daher bald einführen wird, umso mehr als ein schädlicher Einfluß des Radfahrens auf das Auge öfters festgestellt ist. Das Radfahren verursacht eine Ermüdung der Sehnerven und der Netzhaut sowie eine chronische Unempfindlichkeit gegen Licht. Durch Blutandrang zu den Augenlidern und zu den Häuten des Augapfels sowie durch Ermüdung der Augenmuskeln entsteht häufig Kopfschmerz. Besonders schädlich ist das Fahren bei weit vorgebeugtem Oberkörper, weil das Aufwärtswenden der Augäpfel eine dauernde Zusammenziehung der oberen Augenmuskeln mit sich bringt. Ferner wird ein richtiger „Kilometerfresser“ natürlich seinen Augen mehr zumuthen als ein gemäßigter Radfahrer. Neben dem beschriebenen Augenschutz ist daher das Tragen sorgfältig ausgewählter Korrektionsgläser und, wenn sich bereits Beschwerden im Auge eingestellt haben, Mäßigung im Fahren dringend anzurathen. —

Aus dem Thierreiche.

— Von springenden Ameisen berichtet der ungarische Naturforscher Ludwig Biro im letzten Hefte der „Berliner Entomolog. Zeitschrift“: „Weit drinnen im Urwald von Lemien, bei Berlinhafen in Neu-Guinea, fand ich in dem von hohen Bäumen beschatteten Dickicht, unter morschen Nesten und herabgefallenen Laub ein Nest von eigenthümlichen Ameisen, mit zahlreichen Weibchen und auch einigen geflügelten Männchen. Wenn man diese Ameisen durch Aufrühren der Erde oder durch Weuteln des daheim auf Papier ausgebreiteten Materials beunruhigt, so bucken sie sich regungslos nieder. Ihre Kiefer sind ungewöhnlich weit geöffnet, zur Vertheidigung bereit und weit nach hinten gehalten. Somit man sich ihr mit einer befeuchteten Stednadel oder einem Holzspahn nähert, ertönt ein leiser Knall, und die Ameise ist im Augenblick verschwunden. — gleich einem Floh ist sie davongehüpft. Die Jagd auf den kleinen Ausreißer — fährt Biro fort — wurde erst dann erfolgreich, als ich den ganzen Tisch mit weißem Papier belegte. Nun war es nicht schwer zu sehen, wohin sie fielen und weshalb sie nach dem Sprunge unsichtbar wurden. Die nichtgelungenen Sprünge lieferten den Beweis dafür. Wenn sie nach dem Sprunge auf das Papier fielen, so blieben sie zusammengekauert, regungslos liegen, jedoch niemals auf dem Bauche, sondern stets seitlich, weil die eigenthümliche Stellung ihrer Kiefer auf der glatten Fläche eine andere Lage nicht zuläßt; dagegen wird auf der Erde oder einer staubbedeckten Stelle die Anpassung der Ameise zur Farbe ihrer Umgebung vollkommen, denn sie braucht nur noch die glänzenden Kiefer zu verbergen, damit ihr glanzloser brauner Körper zwischen den Sandkrümelchen gänzlich unbemerkbar werde. Ebenso neigt sich auch der Hinterleib herab, welcher sie durch seine lebhafteste Farbe verrathen könnte. Der Sprung aber, welchen diese kleinen Ameisen mit Hilfe ihrer Kiefer zu machen im Stande sind, ist für ihre Verhältnisse sehr groß. Die meisten machten Sprünge auf 20 bis 35 Zentimeter Entfernung hin; ein Sprung betrug sogar 47 Zentimeter. Nimmt man den Sprung im Durchschnitt mit 20 Zentimeter an, so kann dies 3 Millimeter lange Thierchen das Hundertfache seiner Körperlänge springen; der größte Sprung indessen war über 150 mal so groß. Von den Weibchen sprang keins davon. Ein Weibchen bleiben sie regungslos, dann fangen sie rasch zu laufen an, um beim Nahe einer Gefahr sich aufs neue unbeweglich hinzukauern. —

Aus dem Thierleben.

t. Käfer und Wanzen als Fischfeinde. In dem letzten Hefte der französischen „Pisciculture pratique“ macht Dr. Viet auf die Gefahren aufmerksam, denen junge Fische seitens gewisser Schwimmläfer und Wasserwanzen ausgesetzt sind, die besonders an einzelnen Zuchtfischen, namentlich jungen Lachsen Gefallen finden. Besonders zu fürchten ist der Fadenschwimmläfer (Dyticus). Jedermann kennt diesen großen länglichen Käfer mit seinen starken kurzen Vorderbeinen und seinen langen breiten als tüchtige Ruder dienenden Hinterbeinen. Die Flügeldecken dieses Käfers glänzen im Wasser mit einem schönen Olivgrün, mit einem breiten hellbraunen Bande um das Brustschild. Sowohl der ausgewachsene Käfer als seine Larve stürzen sich mit einer unersättlichen Gier auf lebende Beute. Besonders die Larve saugt alles aus, was ihr unter die Kiefer fällt: Würmer, Mollusken oder junge Fische. Mit ihren kräftigen Zangen schneidet sie in die Haut ihres Opfers ein Loch, durch das sie alle Flüssigkeit aus dem Körper ausaugt. Der Kolbenwasser-Käfer (Hybarophilus) ist in ausgewachsenem Zustande weniger gefährlich, da er sich vorzugsweise von Pflanzkost ernährt, aber seine viel-

gliedrige häßliche Larve haust kaum weniger schlimm als die des Dyticus. Sie ist leicht kenntlich an ihrem großen, hornartigen, mit zwei starken und gezähnelten Kiefern bewaffneten Kopfe und an den hornigen Platten, die die drei ersten Leibesringe bedecken. Ein dritter Feind der jungen Fische ist der Rüdenschwimmer, eine eigenartige Wanzenart, die auf dem Rücken schwimmt und in dieser Stellung einem kleinen dreirudrigen Boote gleicht. Die als Ruder dienenden Füße sind, besonders die hinteren, stark verlängert und mit Borsten besetzt. Weniger kräftig als die Larven der genannten Käfer sind sie der Fischbrut kaum weniger gefährlich, da sie in ihrem Stachel ein Gift besitzen, durch welches sie mit einem Stich schon schon ziemlich kräftige Lachse tödten können. —

Humoristisches.

— Aus dem Frage- und Antwortspiel der Schule werden der „Deutsch J.“ folgende unfreiwillige Scherze mitgetheilt: Lehrer: „Im Jahr 449 v. Chr. setzten die Jüten, Angeln und Sachsen nach Britannien über. Welche Sprache haben sie dorthin verpflanzt?“ Schüler: „Hebräisch und Sächsisch“. — Lehrer (bei Besprechung von Müderts Gedicht „Barbarossa“): „Was heißt das: Der Stuhl ist elfernbeinern?“ Schüler: „Der Stuhl hat elf Beine.“ — Lehrer: „Wer ist ein Muselmann?“ Schüler: „Ein Mann, der viel freie Zeit hat.“ — Lehrer: „Was bedeutet das Wort „Märe“ in den Versen von Schillers Ring des Polykrates: „Mich jendet mit der frohen Märe — Dein treuer Feldherr Polhdor?“ Schüler: „Einen alten Gaul.“ — Lehrer (in der Bibelstunde): „Die Menschen begannen sich zu vermehren. Da aber der Herr sah, daß die Bosheit ihrer Herzen groß war, reuete es den Herrn. . . Worin bestand die Bosheit?“ — Schüler: „Weil sie sich vermehrten.“ — Lehrer (bei Lesung der Siegfriedsage): „Wodurch unterschied sich also Brunnhilde von anderen Jungfrauen?“ — Schüler: „Dadurch, daß sie keinen Mann haben wollte.“ —

— Immer nobel. Kellner: „Wünschen Sie Hecht, Steinbutte, frischen Lachs oder Goldfisch, mein Herr?“ Silberstein: „Selbstverständlich — nu — Goldfisch!“ —

Vermischtes vom Tage.

— Kostspielige Bahnhofsanlagen. Von den bedeutenderen deutschen Bahnhöfen hat der Frankfurter 35 Millionen, der Kölner 24, der in Hannover 20, in Mainz 18, in Düsseldorf und München je 16 Millionen Mark gekostet. Die kostspieligste Bahnhofsanlage ist die Dresdener, bei welcher der Anschlag von 34 Millionen wahrscheinlich um 60—70 pCt. überschritten wird. Der Umbau des Wiesbadener Bahnhofes kostete 24, der des Stettiner und des Schlesienschen Bahnhofes in Berlin fast je 10 Mill. Mark. — Ein Athlet, der im Zirkus zu Leipzig zwei Knaben an zwei auf der Brust gehaltenen Stangen Turnübungen machen ließ, verlor plötzlich die Kraft und stürzte nieder. Die beiden Knaben fielen herab und waren sofort todt. Der Mann liegt schwer verletzt darnieder. —

y. Die Bahnstrecke Zfeld-Neßlitz der Harzquerbahn ist dem Verkehr übergeben worden. —

y. Ein Ruderboot mit drei Insassen kenterte auf der Obertrave bei Döbeln. Ein junger Mann ertrank. —

— Im Dorf Kühndorf bei Koburg wurden die Frau und die Schwiegermutter eines Landwirthes erwürgt aufgefunden. —

— In Pöhlitz bei Gera hat ein Schmied seine Schwägerin erschossen und hierauf einen Selbstmordversuch gemacht. —

— Einem Kameraden bei einer Rauferei die Nase vollständig durchgebissen hat in Giersdorf (Schlesien) ein angetraunter Erdarbeiter. —

— Bei einer nächtlichen Waldpartie bei Speyer geriethen einige jugendliche, durch Biergenuß erhitzte Burschen von Lingenfeld und Nehtersheim in Streit. Zwei der Streitenden haben das Leben eingebüßt. —

— Ein Bergmann in Gelsenkirchen hat seinen Vater bei einem Streit durch einen Messerstich tödtlich verlegt. —

— Aus Wien meldet das Despeschenbureau Herold unterm 3. Mai: In dem Vorort Hernals verfuhrte ein arbeitsloser Tischlergeselle die Ausraubung eines Juwelers- und Uhrengeschäfts. Er warf gegen den Geschäftsinhaber eine Bombe, welche explodirte und die Kleider des Juwelers in Brand steckte. Passanten gelang es, den Räuber zu überwältigen, trotzdem derselbe mehrere Personen durch Revolvergeschüsse verwundete. —

t. Ein großer botanischer Garten soll auf Kosten eines Privatmannes in der Umgebung der Stadt Nantes nach dem Muster der englischen Gärten in Rev bei London geschaffen werden. Er soll wie dieser die Aufgabe haben, die wissenschaftliche Untersuchung und Zucht ausländischer Pflanzen zum Vortheil der französischen Kolonialbesitzungen vorzunehmen. —

— Eine große Bisquitfabrik in Saronno bei Mailand ist völlig abgebrannt. Der Schaden ist groß. —